Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 17 (1975)

Artikel: Das fabelhafte Dorf Schalfick in Bünden

Autor: Weber, Bruno

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550376

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das fabelhafte Dorf Schalfick in Bünden

von Bruno Weber

I

Im Frühjahr 1754 publizierten der Kupferstecher, Kunsthändler und Verleger David Herrliberger (1697—1777), Gerichtsherr zu Maur seit 1749, und der Drucker Johann Kaspar Ziegler (1730—1802) in Zürich die erste Ausgabe oder Lieferung einer illustrierten *Neuen und vollständigen Topographie der Eydgenoszschaft* (Haller 1 Nr. 737) zum Preis von 36 Kreuzer. Die großangelegte, über 38 Ausgaben in drei Teilen mit insgesamt 328 Kupfern sich ausbreitende Neuerscheinung wurde nach dem letzten Titelblatt 1773, in Wirklichkeit aber später, vermutlich 1777 abgeschlossen. Der erste Faszikel, eine Probe des ganzen Werks, enthält 16 Kupfer mit dem zugehörigen Text auf S. 3—20, unter diesen als Nr. 2 zu S. 8—9 eine sonderbare Darstellung (Abb. 1) mit dem Titel: *SCHALFICK. Ein Dorf in Pretigaüw in Pündten; sehr Corios anzusehen wegen dem entsezlichen herüber hangenden Felsen und Schroffen. / SCHALFICK. Village au Pretigau, dans les Grisons, remarquable à Cause de Rochers en ormes, qui pendent pour ainsi dire au dessus de lui.*

Die phantastische Ortschaft liegt auf einer vorspringenden Platte in luftiger Höhe am Rand oder Ufer des Abgrunds, von schrecklich zerklüfteten, wild aufgetürmten Felsformationen überwölbt, Herzstück einer finsteren, tiefen Schlucht mit steilen Abstürzen und schroffen Wänden bis an den Himmel hinauf, durch welchen dunkles Gewölk fliegt. Das verwegene, mit zwerghaften Laubbäumen umgürtete Felsennest, in unglaublicher, schwer zugänglicher Position mehr eingeschlossen als beherrschend, besteht aus einer merkwürdig stattlichen Kirche und wenigen, scheinbar bewohnten Häusern; spärlicher Tannenwuchs belebt die öde, kantige Blocklandschaft. Oben schwebt ein geballter Wolkenstreif durch die Klüfte; rechts im Vordergrund stürzt der kleine Bergbach über eine Felsenstufe rauschend herab und zerspritzt nach verschiedenen Seiten. Links arbeitet sich eine kurze Saumtierkolonne auf schmalem Gebirgspfad unter einer Felsengalerie mühsam in das Gemälde, doch sieht man nicht, auf welchem vielleicht verborgenen Weg sie das hängende Dorf erreichen wird.

Diese Illustration fügt sich kunstgeschichtlich in eine lange, nicht immer bewußte Tradition von visionären Gebirgsdarstellungen, welche mit einigen phantastischen Zeichnungen aus Bergen und Burgen in Seelandschaft von Urs Graf, Niklaus Manuel oder Hans Leu d. J. (Kunstmuseum Basel) zu beginnen scheint. In einer weniger gebundenen Form würde das Bild von fern an die altertümlichen Bergszenerien chinesischer Hängerollen erinnern, wo buddhistische Tempel als Klausen oder offene Pavillons, inmitten einsamer Schluchten von bizarrer Steilheit errichtet, im Nebel hinter knorrigen Bäumen lautlos verdämmern. Die tonige, mit dem Grabstichel kräftig nachgearbeitete Radierung veranschaulicht als großformatige, mit 273:139 mm in die Höhe gestreckte Abbildung auf eigenartige Weise den vorgegebenen Text S. 8—9:

2. Schalfik. In den X. Gerichtenpundt des Pündtnerlands befindet sich hinter anderm das Thal Scanavicum, Schanfik, sonst Coriovallis, zu deutsch Churwald geheißen [!], durch welches das Wasser Plessur herunter rauschet, und in den Rhein einfließet. In

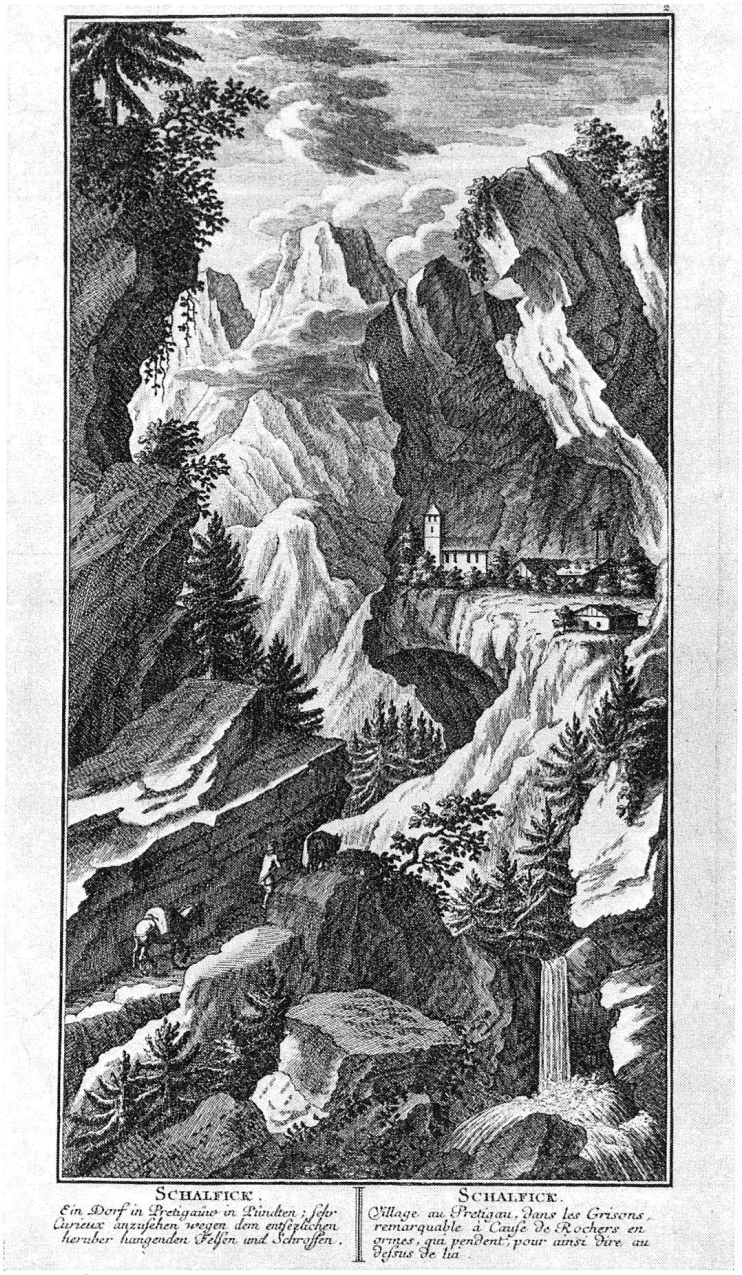

Abb. 1. Das Dorf Schalfick, Illustration in David Herrlibergers *Neuer und vollständiger Topographie der Eydgenoszschaft,* Zürich 1754, Kupferblatt Nr. 2 zu S. 8.

diesem sehr gebirgigen Gelände, ist wegen seiner seltsamen Lage sehr curieus das Dörflein Schal- oder Schanfik, Scanavicum, (von welchem das darbey gelegene Gelände den Namen des Schanfikerthals trägt,) welches von großen überhangenden und zur Seite stehenden Schrofen, ungeheuren und rauhen Felsen, fast gänzlich als eingethürnt ist, daß es dem Anschauer nothwendig sehr förchterlich vorkommen muß.

Herrliberger, oder wer immer der geistige Urheber dieser Mitteilung war, gibt nicht zu erkennen, ob die überhangenden Felsen, welche Schalfick gleichsam eintürmen, vom Dorf aus in die Tiefe oder in die Höhe ragen, ob sie es umwölben oder gar darüber hängen. Aber der Zeichner lokalisiert Schalfick mitten in eine vertikale Felsenlandschaft, offenbar in der löblichen Absicht, die grausige Situation klar und deutlich vorzuführen. Ähnlich illustrierte ein früherer Zeichner um 1640 jene Angabe in Zeiller/Merians *Topographia Helvetiae* (1642), wonach Glarus «mit hohen Bergen vmbmauret ist», auf unrichtige, doch staunenerregende Weise durch mächtige, ringsum steil aufragende und rechts am Wiggis überhängende Felsenmassive.

Das Schreckensbild von Schalfick führt in der auf Herrliberger folgenden Literatur über Graubünden ein interessantes Nachleben. Johann Conrad Fäsi erwähnt es als erster in seiner *Genauen und vollständigen Staats- und Erd-Beschreibung der ganzen Helvetischen Eidgnoszschaft, derselben gemeinen Herrschaften und zugewandten Orten,* (Haller 1 Nr. 743), Bd. 4, Zürich 1768, S. 196:

Das kleine Dorf Schallfik ist wegen seiner außerordentlichen Lage merkwürdig: Es liegt auf einem hohen Felsen, und ist mit andern Felsen überhängt, daß es denen Fremden einen gräßlichen Anblick verursachet, indem sie alle Augenblike einen grausamen Umsturz zu drohen scheinen.

In Gabriel Walsers *Kurz gefaßter Schweitzer-Geographie, samt den Merkwürdigkeiten in den Alpen und hohen Bergen,* (Haller 1 Nr. 745), Zürich 1770, liest man auf S. 227 über das Tal Schanfigg:

Der merkwürdigste Ort darinn ist die Pfarrkirche Schallfick und Dorf, die auf einem Felsen steht, und damit bedeckt ist. Der Abriß von diesem Hochgericht ist in Herrlibergers Topographie zu sehen.

Herrliberger selbst publiziert in seiner *Neuen Topographie Helvetischer Gebirge, Alpen, Gletscher, Lauenen, Berg-Straaßen, Quellen, usw.* (Haller 1 Nr. 1436) einen Wiederabdruck des Kupfers im 3. Abschnitt, Zürich & Chur 1776, als Nr. 30. F zu S. 87—88 mit einer weitschweifigen Erklärung. Die Ortsbeschreibung übernimmt er aus Fäsi und versichert, das Dorf Schalfick sei «unter der Bedekung der über dasselbe hervorragenden Felsen, auf einer steilen Fluh gegen daß enge Thal nach seiner Natur vorgestellt». In einer Anmerkung gibt Herrliberger zugleich die Meinung von Johann Conrad Füßli bekannt, dem Verfasser einer gegen Fäsi gerichteten *Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenoszschaft* (Haller 1 Nr. 746), wo im 3. Teil, Schaffhausen 1771, S. 202 bei der Behandlung des Tals Schanfigg das gleichnamige Dorf nicht erwähnt ist. Der gelehrte Füßli ist überzeugt oder weiß mit Bestimmtheit, wie Herrliberger überliefert,

daß diese Vorstellung des Dorfs Schalfik falsch seye, und kein Ort von solcher Aussicht sich im Bündnerland befinde. Da wir nun niemahls persöhnlich in Bünden gewesen, folglich den Ort selbst nicht gesehen, sondern die Zeichnung desselben nur von ohngefehr uns zur Hand gekommen, so wollen wir dem Herrn Cammerer Füßlin nicht wieder sprechen, noch vielweniger darüber ein Urtheil fällen, wie weit die Vorstellung wahr oder falsch sich befinde, sondern überlassen es der Untersuchung und dem Urtheil eines jeden unserer Leser. Wenigstens ist dieses gewiß, daß, wie wir in gegenwärtiger Beschreibung mit Grund angemerkt, die Rhätier wegen der Menge und Wuth ihrer ehemahligen Feinden, sich gezwungen sahen, ihre Sicherheit in der Flucht auf hohen steilen Gebürgen und an unzugänglichen Örtern zu suchen dergleichen man im Bündnerland genugsam antrift, und daher eben so viele wunderbare Wohnplätze überall in der Schweitz aus gleichen Ursachen entstanden sind. Man kan sich also von dieser Vorstellung von Schalfik einen Begriff von andern Orten machen.

In der Vorrede S. V wiederholt Herrliberger, daß er durchaus in gutem Glauben gehandelt habe:

Ob dieser Ort so wie er hier in Kupfer vorgestellt und beschrieben ist, sich wirklich so befinde, oder ob, wie Herr Cammerer Füßlin anmerket, ein Irrtum in dem Namen vorgegangen, wollen wir uns nicht unterstehen zu untersuchen, wir überlassen solches dem Urtheil eines jeden nachdenkenden Lesers. Uns genüget zu melden, daß wir die Zeichnung, so wie sie uns eingesandt worden ist, hier mittheilen.

Diese Berichtigung nahmen spätere Kommentatoren des Kupfers nicht zur Kenntnis, denn Herrlibergers letztes Werk, nach Hallers Urteil «aufgewärmter Kohl», war schon bei Erscheinen veraltet und wurde kaum noch gelesen. Die nächstfolgende Auslegung findet man zugleich in dem von Fortuné-Barthélémy de Félice in Yverdon 1770—1780 publizierten, wesentlich veränderten Nachdruck der *Encyclopédie* von Diderot und im Auszug von dessen geographischen Artikeln über die Schweiz, dem in der Hauptsache von Vinzenz Bernhard Tscharner und Gottlieb Emanuel von Haller verfaßten *Dictionnaire géographique, historique et politique de la Suisse* (Haller 1 Nr. 748), Bd. 2, Neuchâtel 1775, S. 103:

Le petit village de Schanfick est remarquable par sa situation extraordinaire: il est sur un roc fort élevé; d'autres rocs lui servent de toit, de façon que le soleil, ni la pluie, n'y percent jamais, & que ce village semble être exposé d'un moment à l'autre à une destruction totale. Les hommes se nicheroient-ils en de pareils endroits, si la liberté, la sureté des possessions, & l'exemption des taxes arbitraires ne les y engageoient?

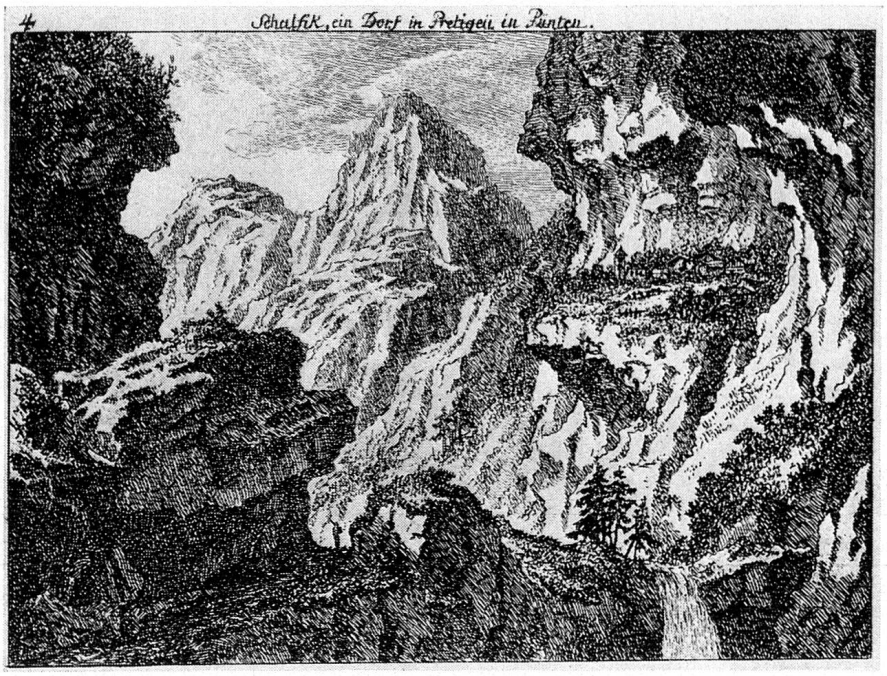

Abb. 2 Das Dorf Schalfick, Radierung nach Herrliberger von Salomon Geßner, im *Helvetischen Calender für das Jahr 1782,* Nr. 4.

So auch in der 2. verbesserten Auflage von 1777. Beat Fidel Zurlauben übernimmt diese Formulierung wörtlich in seine *Tableaux topographiques [...] de la Suisse* (Haller 1 Nr. 234), Folioausgabe Bd. 2, Paris 1786, S. 495 und Quartausgabe Bd. 11, Paris 1785, S. 352. Hingegen überliefert die *Historische, geographische und physikalische Beschreibung des Schweizerlandes* (Haller 1 Nr. 748), eine von Jacob Samuel Wyttenbach korrigierte deutsche Übersetzung des *Dictionnaire,* in Bd. 3, Bern 1783, S. 154 unter Schanfigg vom gleichnamigen Dorf keinerlei Nachricht.

Der Ende 1781 in Zürich herausgegebene *Helvetische Calender für das Jahr 1782* enthält als Kupferblatt Nr. 4 eine von Salomon Geßner nach der Illustration im Herrliberger ausgeführte Radierung, ein breitformatiges Bildchen ohne zugehörigen Text (Abb. 2). Im 23. Stück von Johann Georg Meusels *Miscellaneen artistischen Inhalts,* Erfurt 1785, wundert sich S. 269 der Rezensent Bernhard Friedrich Haller beim Anblick dieses Geßnerschen Bildchens: «wohin sich doch nicht Menschen anbauen!» — womit dessen unmittelbarer Sinn wohl getroffen scheint. Vermutlich nach dieser Abbildung erwähnt noch Johann Georg Heinzmann in seinen von Unkenntnis strotzenden *Nachrichten für Reisende in der Schweiz,* Bern 1796, S. 50 unter den Naturmerkwürdigkeiten Graubündens

das Dorf Schalfink; so eine erstaunliche Felsenwölbung über sich gleichsam zum Regendach hat.

Für die Graphiksammler jener Zeit ist Schalfick ein Ort wie jeder andere. Die Prospektensammlung des Zürcher Papiermüllers und Verlegers Leonhard Ziegler (1749—1800; Haller 1 Nr. 224) in der Zentralbibliothek Zürich verwahrt beide Abbildungen in guten, ungefalteten Exemplaren. Der zeitgenössische Zürcher Sammler Hauptmann Johann Martin Usteri im Neuenhof (1722—1803), dessen mit besonderer Kennerschaft zusammengetragene Veduten unter dem Namen des späteren Besitzers Steinfels ebenfalls in der Zentralbibliothek Zürich erhalten sind, vermerkt im handschriftlichen Ortsregister sein besseres Wissen über Herrlibergers und Geßners Bilderdorf lakonisch:

Schalfick ein Ort der in der ganzen Welt nirgendwo Existiert als in diesem Buch.

Aber Schalfick existiert auch in Wirklichkeit, und der reisende Naturforscher Gottlieb Konrad Christian Storr findet den Ort im Gelände wieder. Im zweiten Teil seiner *Alpenreise,* Leipzig 1786, berichtet er von einer im

Juli 1785 mit Ulysses von Salis-Marschlins unternommenen Reise von Chur über Hinterrhein in das Veltlin; am ersten Tag, auf einem Spaziergang zur Heilquelle in der Rabiosaschlucht (Passugg), wendet Storr im Araschgerwald einen Blick zur Linken, S. 193:

Man hat auf diesem Wege ostwärts das Schallfikerthal vor sich samt dem Dorfe gleichen Namens, das sich allerdings durch eine auffallende Lage auszeichnet, deren Höhe die steil abgeschnittene Felsenwände unter ihm desto mehr ins Gesichte bringen. Was man aber in so vielen Schriften von drohenden Felsenüberhängen über dem Dorfe liest, beruht blos auf einer unrichtigen Herrlibergerischen Zeichnung, die auch in dem sonst so genauen helvetischen Calender für das Jahr 1782 nachgeahmt ist, wo dieses Dorf sogar ins Pretigeu verlegt wird.

Eine Variation dieser Erkenntnis findet man beim Kompilator Gerhard Philipp Heinrich Norrmann, *Geographisch-statistische Darstellung des Schweizerlandes, 3. Theil,* Hamburg 1797, S. 2599 (wobei Norrmann einen anderen Ort im Auge zu haben scheint als Storr):

Schallfick, kl. Dorf, liegt hoch auf einer Terrasse an einer steilen Felswand, wird aber doch nicht durch überhängende Felsen bedroht.

Johann Gottfried Ebel visiert in der zweiten, umgearbeiteten Auflage seiner *Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweitz zu bereisen,* Zürich 1805 (in der ersten Auflage von 1793 fehlt Graubünden), offenbar nach Norrmann auf S. 81:

Schalfik liegt auf einer steilen Felswand.

So auch Heinrich Körner in seiner *Kurzen Erdbeschreibung der Schweiz zum Gebrauche der Jugend,* Winterthur 1805, S. 261. Wozu der Rezensent in *Der neue Sammler, ein gemeinnütziges Archiv für Bünden,* vermutlich der Herausgeber Carl Ulysses von Salis-Marschlins, im 3. Jg., Chur 1807, S. 158 kommentiert:

Ein Dorf Schallfik existiert in ganz Bünden gar nicht; dennoch sieht man es, zwischen überhängenden Felsen schwebend, sogar abgebildet im helvetischen Kalender 1782, mit der Überschrift: «Schallfik, ein Dorf in Pretigeu» — wodurch Hrn. Körners Mißgriff sehr verzeihlich wird. Welches Dorf zu dieser Zeichnung Anlaß gegeben habe, können wir nicht errathen.

Der neue Sammler publiziert daraufhin im 4. Jg., Chur 1808, S. 352 unter dem Titel *Das fabelhafte Dorf Schalfick in Bünden* als Leserzuschrift den Text von Herrliberger 1754. Trotz dieser Mitteilungen findet man noch in der zweiten umgearbeiteten Auflage von Körners genannter *Erdbeschreibung,* Winterthur 1817, auf S. 290 den Ort Schalfick, «ein kleines Dorf an einer steilen Felswand». Danach verschwindet es wieder im Dunkel seiner Herkunft. Eine letzte Spur verfolgt der hervorragende Landeskenner Leonhard Truog in seiner *Neuen Geographie von Graubünden,* Chur 1826, mit der Feststellung S. 137:

das blos dem Ausländer bekannte Dorf Schallfick suchen wir vergebens.

Die Schönheit des Tals Schanfigg wird allmählich bekannt gemacht. In seinem wertvollen Büchlein über *Die alten Ritterburgen und Bergschlösser in Hohen-Rhätien,* Chur 1837, behandelt Heinrich Kraneck S. 44 die Burgen im Schanfigg (ohne Hinweis auf ein gleichnamiges Dorf) und rühmt die weite Aussicht von der Ruine Bernegg am Südrand von Calfreisen über das Plessurtal. In seiner Neubearbeitung von Ebels genannter *Anleitung* ersetzt Gottfried von Escher für die 7. Auflage, Zürich 1840, den alten Artikel über Schanfigg durch präzisere Angaben; an Stelle des zitierten Satzes liest man S. 476:

Hoch über dem Thalwasser breiten sich v. tiefen Tobeln durchfurcht, schöne mit Wiesen, Kornfeldern u. Obstbäumen geschmückte Culturterrassen aus, höher hinauf bei Langwies u. Erosa wird das Th. zur Alpenwildniß, wo nur Heu wächst.

Innerhalb der kunstgeschichtlichen Literatur existiert die Illustration im Herrliberger nur an einer Stelle, in der Berner Dissertation von Paul Quensel über *Johann Ulrich Schellenberg 1709—1795, ein Pionier der Darstellung schweizerischer Alpenlandschaften* (Schweizer Heimatbücher, 55/56), Bern 1953, wo es auf S. 30 heißt:

Der Stich «Schalfick in Graubünden» (Nr. 2) vertritt noch den alten barocken Stil, wo der Zeichner in Ermangelung perspektivischer Anhaltspunkte die Felsen als formlose Klötze wild übereinandertürmt. Die organische Zusammengehörigkeit der unübersichtlichen Gesteinstrümmer überstieg sein Anschauungsvermögen.

II

Schalfick existiert: es ist das Dorf Castiel, 1207 m hoch über dem Eichwald gelegen «auf

einer Anhöhe zwischen zwey Töbleren», wie Johann Jacob Leu in seinem *Schweitzerischen Lexicon,* 5. Teil, Zürich 1751, S. 164 angibt; zwischen dem abgründigen, gefährlichen Castieler Tobel gegen Calfreisen und dem weniger tiefen Schelmentobel gegen Lüen (Abb. 3). Die Situation stimmt mit den Beobachtungen von Storr und bei Ebel überein. Norrmann scheint Schalfick mit Calfreisen gleichzusetzen, da er alle anderen Dörfer des äußeren Gerichts mit Namen anführt; sein Zeugnis beruht aber nicht auf eigener Wahrnehmung, ergibt sich vielmehr durch Kontamination der Angaben von Fäsi 1768 (wo Calfreisen nicht erwähnt ist) und Storr 1786. Die Haufensiedlung Castiel gehört zu den Schanfigger Ortschaften mittlerer Größe; sie umfaßte im 18. Jahrhundert kaum mehr als 100 Seelen. Anno 1850 zählte man 72 Einwohner, 1880 deren 131 und 1941 deren 94. Wie kommt der Name Schalfick auf dieses Dorf?

Weder die Bündnerkarte von Fortunat Sprecher 1630 (Haller 1 Nr. 542) noch die danach verfertigte erstaunliche Prättigaukarte von Hans Conrad Gyger 1634 (Haller 1 Nr. 556; in Abelin/Merians *Theatrum Europäum,* Bd. 1 1635, nach S. 790) verzeichnen eine Ortschaft Schalfick; Castiel heißt St. Görg, nach dem Patrozinium St. Georg der im äußeren Dorfteil vor dem Burghügel Carschlink erbauten Kirche des 12. Jahrhunderts (spätgotischer Neubau aus dem 16. Jahrhundert), auf welche Herrlibergers Schalfick zu beziehen wäre. Die alten Historiographen und Topographen Ulrich Campell (um 1570), Johannes Guler 1616, Fortunat Sprecher 1617 und spätere Autoren geben keine Kunde von einem Dorf Schalfick. Die alte Burg Castiel (Castellum seit dem 12. Jahrhundert, romanisch Chiastelg) war nach Vermutung von Erwin Poeschel keine Feudalburg, sondern ein Volkskastell, vielleicht die Talschaftsfeste; sie muß schon im Spätmittelalter zerfallen sein. Im inneren Dorfteil gegen die Halde, den man schon zu Campells Zeit nach der längst verschwundenen Feste Castiel nannte (zur Unterscheidung von St. Jörgen, dem äußeren Dorfteil um die Kirche), steht seit 1619 der einzige außergewöhnliche Profanbau im Schanfigg, das dreistöckige steinerne Podestats- oder Tobelhaus. Möglicherweise wurde dadurch diese oder jene wichtige Funktion, welche das Dorf zeitenweise für die Talschaft innehatte, mit dessen Name identifiziert, woraus irgendwann ein mythisches Dorf Schalfick entstanden wäre. Diese Erklärung ist keineswegs befriedigend.

Eine andere Möglichkeit eröffnet sich durch eine etymologische Deutung des Namens Schanfigg. Den ersten Versuch findet man bereits in Ulrich Campells *Raetiae Alpestris topographica descriptio,* ed. Kind (Quellen zur Schweizer Geschichte, 7), Basel 1884, S. 312 ff. Der landeskundige Gelehrte verwandelt die alte lateinische Form Scanavicus (Scanavica vallis, Scanavicum, vallis Scanavicana, de Scanavico) ohne Begründung in Scavavicus pagus vel vallis und erklärt dies als Zusammensetzung von Cavum Vicum vel Cavam Vallem (Discavatum Vicum vel Discavatam Vallem sive Viam), also etwa Dorf in der Schlucht oder Zerklüftetes Tal. Herrliberger müßte auf Umwegen Kenntnis von dieser konstruierten Urform des Namens Schanfigg erhalten haben. Sein Informant war sicher nicht Nicolin Sererhard, vielmehr ein Mann, der wie seinerzeit Guler und Sprecher direkten Zugang zu Campells Manuskript hatte, welches im Wortlaut erst 1884 publiziert worden ist. Vielleicht war es der alte Envoyé Peter von Salis (1675—1749), der Erbauer des Alten Gebäus in Chur; vielleicht dessen Schwiegersohn Anton von Salis (1702—1765), Podestà in Chur, bei welchem der später berühmte Physiker Johann Heinrich Lambert (1728—1777) von 1748 bis 1756 als Hauslehrer wirkte; vielleicht der mit diesem bekannte Physiker Martin von Planta (1727—1772), nachmals Stifter des Philanthropins, welcher seine Jugendzeit vor 1745 teilweise in Zürich als Jünger des Naturforschers Johannes Geßner verlebte. Vielleicht ist die Quelle sonstwo zu suchen, wie auch immer: das fabelhafte Dorf Schalfick in Bünden wurzelt in einer sehr verborgenen etymologischen Hypothese.

Es geistert als vicus in Schanfigg auch mit den folgenden Erklärungsversuchen weiter. In seinen *Ortsetymologischen Forschungen,* Bern 1865, zerlegt Albert Samuel Gatschet S. 183 den Talnamen in vicus (Dorf) und mlat. scana (= densitas arborum, Baumdichte): «Schanfick bedeutet demnach das Dorf, den Weiler bei oder in dem Walddickicht». Die Vermutung, daß der Name Schanfigg «erst einem Dorfe dieses Thales eigen gewesen sei und sich erst von da über die ganze Thalschaft verbreitet habe», stützt Gatschet mit dem Hinweis auf eine am 7. Oktober 841 dem Bischof in Chur vergabte kleine Kirche des Hl. Eusebius, «in Scanavico ecclesiolam in honore sancti Eusebii constructam», welche er mit Arnold Nüscheler *(Die Gotteshäuser der Schweiz,* Bd. 1, Zürich 1864, S. 35) in Maladers sucht, was freilich nicht zu beweisen sei, da die Kirche von Maladers ab Mitte des 12. Jahrhunderts dem Hl. Desiderius geweiht war. Nach Erwin Poeschel ist ein Patroziniumswechsel zwar denkbar, doch paßt die Situation des späteren Dorfs Schalfick nicht zu Maladers. Die Meinung von Gatschet teilt auch Johann Jakob Egli in seinen *Nomina geographica, Versuch einer allgemeinen geographischen Onomatologie,* Leipzig 1872, S. 509.

Ganz anders dagegen die Auslegung von Johann Caspar Muoth, *Über Bündnerische Geschlechtsnamen und ihre Verwertung für die Bündnergeschichte, 2. Teil, Ortsnamen* (Beilage zum Programm der Bündnerischen Kantonsschule, 1892/93), Chur 1893, S. 37: «Vicus: Scanavicus (766) = Schanfigg. Von diesem Dorfe, dessen Existenz bis in das XVI. Jahrhundert hartnäckig in Wort und Bild behauptet wird, wahrscheinlich der frühere Name für Castiel (Schlößli), hat das Thal seinen Namen erhalten. Scana hängt wahrscheinlich mit dem romanischen scanar, spalten und scanatsch Holz-Spälte zusammen, daher etwa Spältendorf, vom Holz, das in großen Spälten heute noch massenhaft auf der Plessur nach Chur zum Verkauf gebracht wird.» (Mit der hartnäckigen Überlieferung des 16. Jahrhunderts kann hier nur Herrliberger gemeint sein, der in das 18. Jahrhundert fällt.) Aus diesen Enthüllungen macht Julius Studer in seinen *Schweizer Ortsnamen, ein historisch-etymologischer Versuch,* Zürich 1896, S. 223 wieder etwas ganz Neues: «Schanvic [. . .] also Spältendorf, wie Castiel (Schlößli) bis ins 16. Jhd. soll geheißen haben.»

Im *Bündnerischen Monatsblatt* 1922, S. 82, deutet Friedrich Pieth mit Andreas von Sprecher das Wort Schanfigg aus mlat. scanabis, Nebenform zu canabis = Hanf, demnach «vallis Scanabica, Scanabicum als eine Gegend, wo viel Hanf angebaut wurde»; diese Vorstellung bekräftigt zwar die vielfach bezeugte frühere Hanfkultur im Schanfigg, erscheint aber nach dem *Rätischen Namenbuch,* Bd. 2, 4. Teil, Bern 1964, S. 833 etymologisch nicht zutreffend. Von Castiel ist in diesem Zusammenhang nicht die Rede, doch erwähnt Pieth eine Notiz im handschriftlichen Nachlaß von Johann Caspar Muoth, die noch eine andere Deutung ins Feld führt: «Da die Namen Castiel und Sankt Jörgen bloß zufällige Namen sind, so ist eine Nachricht der Chronisten, welche von einem Dorf Schanfigg reden, ja sogar ein Bild davon bringen, das auf Castiel paßt [!], nicht ganz unwahrscheinlich. Dann wäre der Name von Scanar (enthaupten) abzuleiten, und Schanfigg hieße soviel als die Richtstätte oder das Dorf der Richtstätte. In der Tat befand sich die Richtstätte des Hochgerichts auf seinem Territorium.» (Offenbar Zitat; die «Chronisten» sind hier allein auf Herrliberger zu beziehen.)

Die jetzt geltende etymologische Erklärung des Talnamens stammt von Robert von Planta und Johann Ulrich Hubschmied *(Zeitschrift für romanische Philologie,* 62, 1948, S. 116; *Bündnerisches Monatsblatt* 1948, S. 4; *Rätisches Namenbuch* l. c.). Derzufolge wäre in Schanfigg ein Appellativum *skánava, wohl rätisches Grundwort unbekannter Bedeutung, mit dem rätischen Zugehörigkeitssuffix -iko oder iccu verbunden; das lang gesprochene lat. vicus (Dorf) ließe sich daraus nicht ableiten.

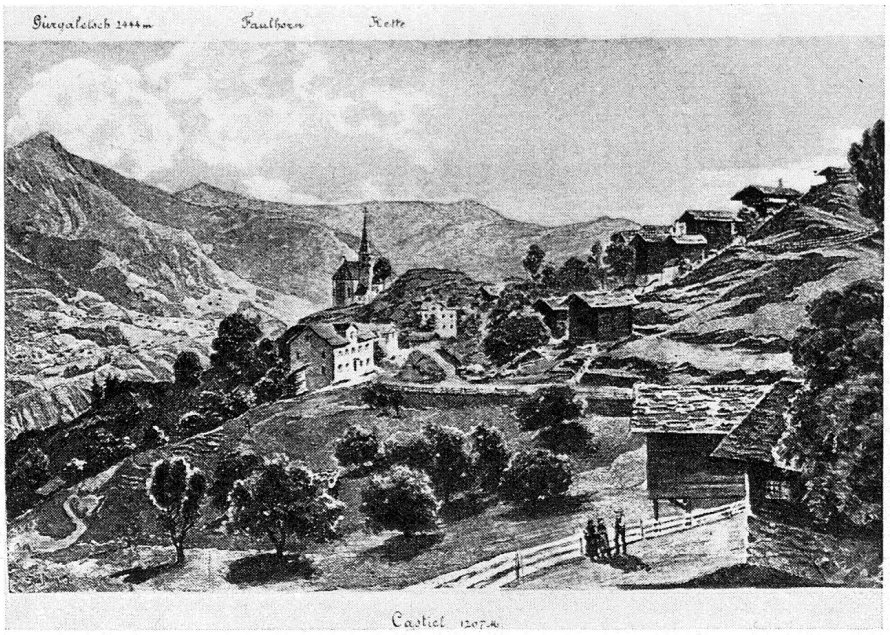

Abb. 3 Früheste Ansicht des Dorfes Castiel, Illustration nach einem Aquarell von J. M. Steiger in dessen Führer *Die schweizerischen Alpenpässe und die Postkurse im Gebirge,* zweite vermehrte Auflage, Bern 1893.

III

Zurück zu Herrliberger. In seiner oben zitierten Erklärung von 1776 teilt er mit, die Vorlage zum Kupferblatt Schalfick sei ihm «von ohngefehr zur Hand gekommen» oder «eingesandt worden», also nicht von ihm selbst gezeichnet. Auch die Radierung stammt kaum von seiner Hand, wie überhaupt in der *Topographie* wenig bis gar nichts eigenhändig zu sein scheint. Dafür steht das Zeugnis in Johann Caspar Füßlis *Geschichte der besten Künstler in der Schweitz,* Bd. 4, Zürich 1774, S. 122: «Er kaufte zu dem End im Jahr 1748. die Burg und Gerichtsherrlichkeit Maur, welches ihn wieder in so viele Geschäfte verwikkelte, daß er nur selten den Grabstichel zur Hand nehmen konnte.» Herrliberger beauftragte somit eine Anzahl von Kupferstechern mit der Herstellung der über 300 Platten zu seinem Veduten-Hauptwerk. Der harte und strenge Stil des Schalfick-Blatts kennzeichnet die Hand von Johann Rudolf Holzhalb (1723—1806), welcher seine Lehrzeit als Kupferstecher zuerst bei Herrliberger, später in Augsburg verbrachte; seit den 1740er Jahren tritt er zeichnerisch und druckgraphisch vor allem für einige Zürcher Neujahrsblätter in Erscheinung.

Vermutlich stammen von derselben Hand auch die zwei anderen, nicht realistischen Ansichten in Herrlibergers *Topographie.* Nr. 17, nach Erwin Poeschel ein «durchaus phantastischer Stich», vermittelt offensichtlich zum erstenmal eine Vorstellung der kühnen, von Christian Wildener 1739 erbauten mittleren Steinbrücke in der Viamala; Nr. 281 führt den Wasserfall des Flazbachs (Berninafälle) vor den staunenden Blick der Zeitgenossen. Beide Aufnahmen wurden nicht am jeweiligen Ort verfertigt, wohin Holzhalb, oder wer auch immer der Zeichner war, wohl nie gelangt ist; der Künstler komponierte sie nach Beschreibungen, ungefähr denselben, welche Herrliberger zur betreffenden Nummer wiedergibt. Dies ist zweifellos auch beim Schalfick-Blatt Nr. 2 der Fall; Herrlibergers geschickt formulierte Versicherung von 1776, das Dorf sei «nach seiner Natur vorgestellt», impliziert die Aussage, daß es nicht ad naturam gezeichnet wurde. Durchaus phantasievoll sind überdies auch die beiden Lawinenbilder von Daniel Düringer, Nr. 41 und 42. In seiner klassischen *Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815,* Bern & Zürich 1863, kann Bernhard Studer sich nicht enthalten, diese bemerkenswerten Darstellungen auf S. 312 wegwerfend zu beurteilen: «Lawinen mit ein-

geschlossenen Häusern, Bäumen, Menschen, die wie kleine Weltkugeln durch die Luft fallen, hat Niemand gesehen.»

Herrlibergers Verfahren, auch das Unbekannte zwar nur auf Grund vager Beschreibung, doch ohne weiteres mit Anspruch auf Authentizität anschaulich vorzustellen, gehört noch ganz in die Praxis der älteren Geographen. Ein entsprechendes Paradebeispiel für Graubünden enthält der *Denkwürdige und nützliche Rheinische Antiquarius* des Frankfurter Perückenmachers Johann Hermann Dielhelm, Frankfurt 1793; da findet man zu S. 5 ein schlichtes und fast erheiterndes Kupferstück von Peter Fehr (Abb. 4), welches nach einem mehr oder minder übertrieben, doch eindringlich geschilderten Viamala-Erlebnis gestaltet wurde: «Allda erhebet sich ein gefährlicher und beschwerlicher Weg; denn man kommt über ein grausames / wildes und hohes Gebürge / woselbst der Weg an vielen Orten in unglaublicher Höhe an den Bergen in die harten Felsen eingehauen ist / welche felssigte Berge durch unterschiedene Brücken in entsetzlicher Höhe und schlecht verwahrt aneinander gehenckt werden. Untenhin fließet der Rhein mit gantz ungestümmen Rauschen / und stürtzt an manchem Ort drey / vier bis fünf Klafftern tief mit großem Getöß über die wilden Felsen hinab / welches von diesen liederlichen Brücken der übermäßigen Höhe wegen / gantz fürchterlich anzusehen ist.»

Wenn Herrliberger gleich zu Anfang seiner *Topographie* das fabelhafte Dorf Schalfick vorstellt, kommt es ihm nicht auf das gleichnamige Tal an, welches keinen Durchgangsverkehr besaß und bis zur Erschließung durch den Bau einer 3,6 m breiten Poststraße 2. Klasse Chur—Langwies 1874—1876 von der Außenwelt so abgeschlossen war, daß noch 1845 nur jeden Samstag ein Fußbote von Chur nach St. Peter reiste (1940 fuhr das Postauto ab Chur erstmals bis Castiel). Es scheint vielmehr, daß dem Verfasser ein möglichst unvertrautes und verstecktes Gelände, ein unauffindbares Gebirgstal vom Hörensagen nur recht sein konnte, von dem man weiter nichts wußte, als daß es «unbewohnlich, rauch und toblicht» ist, wie es Nicolin Sererhard um 1740 formuliert. Herrliberger demonstriert an diesem Beispiel die ursprüngliche schweizerische Behausung, welche den herkömmlichen Begriff eines ungeschlachten Alpenvolks wiedergibt; vor diesem düsteren Grund sollen sich das Nützliche und das Erfreuliche, der wohl bebaute Reichtum eines glücklichen Landes, welches die *Topographie* sonst mit schöner Klarheit zur Anschauung bringt, umso vorteilhafter abheben. Daniel Roder spricht diese Tendenz in seiner Vorrede 1754 programmatisch aus:

Man stellte sich ehebevor die Schweitzer vor, zwar als aufrichtige und dapfere, aber zugleich auch unwissende, grobe und einfältige Leute; von ihrem Land hingegen machte man sich die außerordentlichsten Bilder; Man glaubte, ihre Wohnplätze seyen einem Indianischen Kral ähnlicher als einer wohl angelegten Stadt, und ihre Häuser bildete man sich ein, als wie die Höhlen wilder Thiere in einer Wüsteney. Kurz; Es verglichen viele das Schweitzerland einem Ort, da nichts als rauhe Gebürge mit ewigem Schnee und Eise bedecket, und unfruchtbare Thäler zu finden; da die Einwohnere nicht vil besser als das dumme Vieh erzogen, und da hiemit auch niemand als ein wildes Volk wohnen könne. [...] Sind gleich theils Orte wegen denen steilen Gebürgen, derer Gipfel beständig mit Schnee bedecket, und in dessen Gründe ein immerwährendes Eise zu sehen, das auch in dem heißesten Sommer nicht schmelzen will, deßgleichen wegen denen rauhen Waldwassern und vielen Steinklippen einer Wüsteney ähnlich, so ersetzen doch die nahe dabey liegenden fruchtbaren Thäler und Grasreiche Weyden wieder alles reichlich, und geben dem Auge ein so reitzendes Vergnügen, daß viele Fremde zu derer Besichtigung weder Kosten noch Mühe scheuhen, und allemahl bey ihrer Heimkunft ihren Landsleuthen diese seltene Schönheiten der Natur mit vielem Eifer und Lobe beschreiben. Und gewiß, wer unsere Schweitz mit ihren tausend angenehmen Luft-Gefilden, Fisch- und Schiff-reichen Seen, weiten Korn-Feldern, lustigen Weinbergen, nützlichen Kraut- und Obst-Gärten, klaren Brünnen, lautern Wasserbächen, und bequemen Ströhmen, mit ihren anmuthigen Lust-Wäldern, grünen Wiesen, und überall wohl angebauetem Lande betrachtet. Wer bedenket, wie reichlich man allda die nehrhafteste Speise und Getränke, an Brod, Fleisch, Geflügel, Wildpret, Molcken, Wein, Most und Öhle zum Überfluß genießen kan; Ja wer erwieget, daß man darinn die besten Salz-Quellen, allerhand nützliche Bergwerke, und so viele andere Reichthümer, auch so gar tausenderley große Natur-Wunder aufzuweisen hat; der starken Viehzucht, der schmackhaftesten Käse, der wohlriechenden und heilsamen

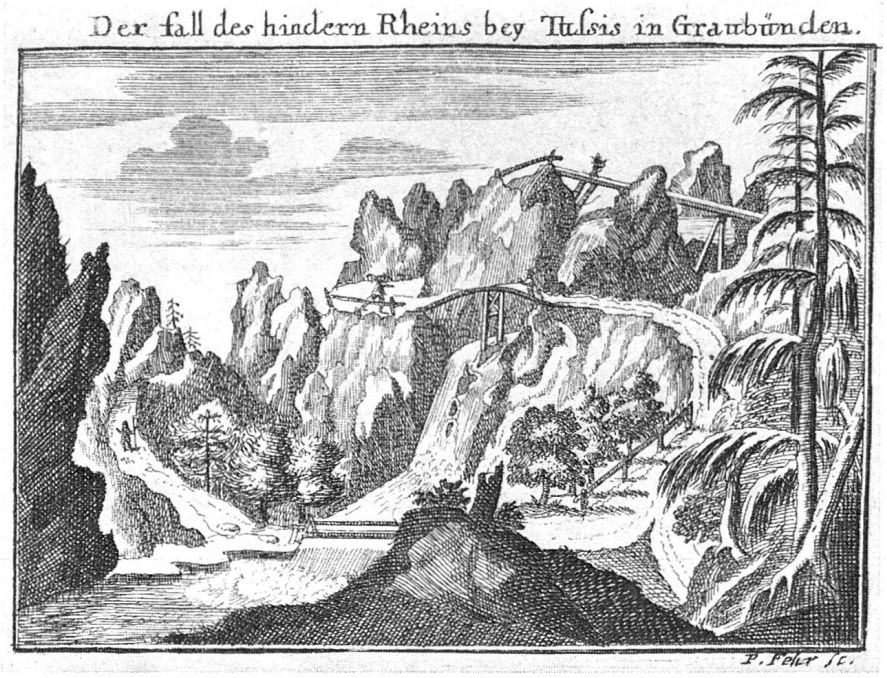

Abb. 4 Wege in der Viamala, Illustration von Peter Fehr in Johann Hermann Dielhelms *Rheinischem Antiquarius*, Frankfurt 1739.

Gesundheits-Kräutern, die in Menge mit vielem Nutzen in alle Welt-Theile versandt werden, der vielen Gesundbrunnen und warmen Bädern, wie vieler andern Dingen hier nichts zu gedenken. Wer dieses alles, sage ich, bey sich überlegt, der wird auch unserer Schweitz das Lob und den Vorzug, der ihr vor andern Ländern aus, gebühret, nicht absprechen können.

Im 3. Abschnitt seiner *Neuen Topographie Helvetischer Gebirge* oder *Alp-Topographie* von 1776 stellt Herrliberger 12 Vorstellungen «der vornehmsten Seltenheiten und Naturwunder in der Schweitz» zusammen. Das Schalfick-Blatt symbolisiert dabei den unbändigen Freiheitswillen des Bündner Volks, welches nicht allein von fremden Feinden, sondern immer wieder von den eigenen Herren bedrängt, mißbraucht und getreten worden sei, weshalb es bald in die sichersten Winkel und höchsten Alpen habe fliehen müssen, um überleben zu können. Herrliberger gibt dies mit rhetorischer Brillanz zu bedenken:

Es geschahen Handlungen, die denen Schandthaten eines Grißlers und Landenbergs vollkommen ähnlich waren: dergleichen Verbrechen zubegehen, ließen sich auch die Bediente des Bischofs von Chur verleiten. Kein Einwohner ware mehr sicher vor diesen Frauenschändern, und Straßenräubern, welche sich alle höllische Gewallthätigkeit und Muthwillen erlaubten. Was Wunders, das bei solchen Umständen viele Rhätier die steilsten Gebürge und unzugängliche Klüfte zu ihrem Aufenthalt erwehlten, sich daselbst anbauten, und sich wider ihre Tyrannen verthädigten, so gut sie konnten. Dieses mag eben die Ursache seyn, warum man in dem heutigen Bündner Land, dergleichen wunderbare Wohnplätze, theils auf hohen Gebürgen, theils in engen und fast unbewohnbaren Thälern findet, die die Nachkömmlinge nicht verlassen wolten, weil sich ihre Voreltern einmahl daselbst niedergelassen haben.

Denselben Charakterzug des wahren Bündners gibt schon der Engländer Gilbert Burnet mit treffenden Worten wieder in seiner *Durch die Schweitz, Italien, auch einige Örter Deutschlandes und Frankreichs im 1685. und 86. Jahre gethaner Reise und derselben Curieuse Beschreibung*, Leipzig 1688, S. 184:

Sonst ist der Pöbel daselbst erschröcklich auff seine Freyheit erpicht / daher denn wenig wider ihn auszurichten. Die sehr große Liebe zur Freyheit verursachet / daß er sich vielmahl in die äußerste Gefahr waget.

Und von dieser Gefahr, einer sehr exponierten, zwar sturmfreien, doch ungeheuren Felsstürzen preisgegebenen Situation, kündet Herrlibergers Abbildung mit gleichsam Kubinscher Intensität. Das vertikal zwischen Scylla und Charybdis eingeklemmte Schalfick ist unglücksschwanger, ein Fanal des von innen und außen bedrohten Menschen. Die beunruhigende Kühnheit der unsichtbaren Bewohner widerhallt lautlos in der steingewordenen Gigan-

tomachie einer imaginären, wie von bösen Traumgewalten ersonnenen Kulissenwelt.

Innerhalb der Bündner Landschaft gibt es eine Parallele zu Beginn des Romans von Ernst Zahn, *Die Frauen von Tannò,* Stuttgart 1911. Dort oben geschieht es, in einem auf schmaler Bergrippe ansehnlich und wetterfest erbauten Dorf Tannò, dem Ort, «der wie ein Weltende ist», da über ihm von alters her die furchtbare Bluterkrankheit lastet; das Verhängnis terrorisiert die Seelen, stumm und unergründlich, ein unvergeßliches Bild in der Gestaltung des Dichters:

> Das ist das Land: eine Wucht von Bergen und Hügeln in den Bergen und Trümmerhalden. Und weiche Matten, ragende, klippensteile Felswände und weißer, blinkender Firn. In der Wildnis dieses Gebirgslandes liegt das Dorf Tannò. Ein grüner Hügel trägt es auf seinem büffelhaften, verdrossenen Rücken. Schwarze Tannenwälder steigen auf allen Seiten gegen das Dorf heran, drohend, wie ein Heer finsterer Krieger. An den Hügelsaum haben sie ihre größten und stolzesten Bäume gestellt. Nun steht das rings um die Häuser von Tannò zur Linken und zur Rechten, vorn und im Rücken, aufrecht, herrisch, wie eine Schar mürrischer Wachtposten: Lieg still, armseliges Hüttenvolk! In dieser Herbstzeit war da und dort in den Wald eine Lücke gerissen, stand ein Laubbaum oder ein Busch zu Tode brennend in der Nacht der winterzähen Genossen. Der Hügel von Tannò gelbte und war feucht. Eine feuchte Luft färbte die Schindeldächer der Häuser kohlschwarz. Das Dorf stand gleichsam geduckt da, wie in Erwartung einer Strafe; es harrte mit dem Trotz der Kleinen, Zähen auf den mächtigen Meister, den Winter. Müde Räuchlein schlichen aus den Kaminen. Der Wind kam und riß sie vom Rauchfang hinweg, Fetzen um Fetzen. Droben der Himmel war schwarzblau. Graue Wolken zogen langsam darüber hin, und manchmal standen sie still, lange still, als lauerten sie nach den Hütten von Tannò hinunter.

Damals, zu Herrlibergers Zeit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, waren die Schrekken der Gebirge blanke Wirklichkeit; je weniger man sie kannte, umso mehr fürchtete und vermied man die abscheulichen Gegenden. Wenn die wenigen in die freie Natur entlassenen Forscher und Zeichner, Johann Jakob Scheuchzer und Felix Meyer, Gletscher aufnahmen, wenn Johann Melchior Füßli und Johann Caspar Ulinger bis an das Unwegsame sich vorwagten, geschah es mit soviel Beklemmung als Neugier, günstigenfalls mit ungeahnter Verwunderung. Die wirklichen Alpengänger und Pioniere einer naturalistischen Sehweise stiegen erst später, lange nach Albrecht von Haller, in den 1770er Jahren auf die Höhen und Gipfel: Besson, Bourrit und Saussure, Caspar Wolf und Johann Ulrich Schellenberg, endlich der unermüdliche Hans Conrad Escher von der Linth. Man erschrak nicht mehr so oft, sondern vergaß öfter sich selbst vor der unermeßlich grandiosen und beseligenden Weltschöpfung.

Immerhin verrät auch das fabelhafte Dorf Schalfick von der menschlichen Kleinheit eine seltsame Ahnung. Der Mensch ist in der Landschaft immer klein; dort, unter den gesichtslosen Felsen einer Drachenhöhlenlandschaft, packt ihn die Existenzangst. Vielleicht ist Schalfick da oben nur das Gaukelbild einer verschollenen Sage, ein Totendorf, Blendwerk finsterer Mächte. In den Klüften wohnt geheimnisvoll ein beseelter Schrecken, animistisches, heidnisches Wesen. Eiskalt weht es im uralten Gebirge, kein Vogel ist zu sehen, Tiere betreten nicht dieses Reich. Aber der Mensch in seinem dunklen Drang wagt sich, von geduldigen, bimmelnden Saumrossen begleitet, in das verschlingende Schweigen, zieht vom Rand her an dem verwunschenen Ort vorbei; am Rand der seienden Welt. Er wagt sich in die wilden Abgründe, in das fremdeste Gestein; vielleicht in die ungekannten Berge des Ur-Leids (welche Rilke in seiner zehnten Duineser Elegie beschwört). Und der Sterbliche braucht mehr Beharrlichkeit, durch diese innere Landschaft seiner Einbildung zu reisen, als in Wirklichkeit über den stiebenden Steg der Schöllenen oder die hängenden Rampen der Viamala.